

Prof. Dr. Peter Bubmann

Predigt zum Sonntag Kantate (3.5.2015) im Universitätsgottesdienst, Neustädter Universitätskirche, Erlangen

„Nur wer genau hinschaut, versteht die Zusammenhänge“ – so lese ich auf einem Werbeplakat diese Woche in der Cafété neben dem Theologischen Seminargebäude. Der Siemens-Konzern lädt mit diesem Slogan zu einem career-Workshop ein. Genau hinschauen – um dann Karriere machen zu können. „Nur wer genau hinschaut, versteht die Zusammenhänge“ - vielleicht könnte dieser Spruch auch über dem Eingang unseres Theologischen Seminargebäudes oder dieser Kirche stehen?

„Schau‘ mer mal, dann sehn mer scho“ – sagte der Fußballkaiser Franz, und darin lag meist ein Stück Optimismus. „Schau‘ mer mal“ - darin liegt aber ja auch ein Stück Skepsis. Warten wir’s ab, ob unser Blick schon alles erkannt hat, ob wir recht gesehen haben. Vielleicht habe ich die Zusammenhänge noch gar nicht richtig verstanden, vielleicht noch nicht genau genug betrachtet und hingesehen?

Hinschauen, genau hinsehen, aufmerksam betrachten. „Sehen lernen heißt: Unterscheiden lernen!“ (Inge Kirsner¹) Ich nehme Dinge mit dem Augensinn gleichzeitig wahr, und bringe sie in diesem Akt in ein solches Verhältnis zueinander, dass ich es gut aufnehmen kann. Ich sortiere Relevantes und weniger Relevantes. Dazu distanziert mich der Blick vom Gesehenen, Sehen ist *der* Distanzierungssinn schlechthin. Ein Fernsinn – wie die Fachleute sagen. Der taugt zum raschen Abscannen weiter Flächen. Er ist aber auch ein Sinn, der zu fokussierter Wahrnehmung kleiner Ausschnitte geeignet ist. All das will geübt sein. Es braucht nicht nur die Sehschule für Kinder, deren Augen schielen. Wir alle lernen erst allmählich, präzise zu sehen. Und wir alle brauchen auch eine Sehschule des Glaubens. Denn darum geht es auch im Glauben: Tiefer blicken, hinter die Dinge sehen, um damit den wahren Sinn und die Zusammenhänge zu erkennen. Die großen Flächen des Heilshandelns Gottes wahrnehmen wie die kleinen mikroskopisch wahrgenommenen Details des Geisteswirkens aufmerksam erspähen.

„Sieh dich wach“ – wirbt ein Trailer für ZDF Kultur. Das gilt erst recht für die Kultur spiritueller Lebenskunst. „Sieh dich wach“, hellwach für Gottes Geisteswehen, lass Dir den Blick auf Gott, auf Dich selbst und die Welt schärfen und produktiv brechen, damit er genauer wahrnimmt, was trägt.

Bilder führen allerdings nicht automatisch dazu, dass unser Blick wacher wird. Wir sind umstellt von Bildern, tagtäglich erschlägt uns eine Bilder-Flut aus den Medien, Fernsehen, Internet, Handybilder usw....

Bilder üben auf viele Menschen eine solch magische Kraft aus, dass sie sich besinnungslos saufen im Bilderkonsum, ein Koma-Bilder-Saufen ohne Ende. Kollege Dickel aus der Kunstgeschichte berichtet, wie die Besucher im Museum of Modern Art in New York primär auf die

¹ Inge Kirsner, Sehen & erkennen, in: Peter Bubmann/Bernhard Sill (Hg.), Christliche Lebenskunst, Regensburg 2008, 31-38,33.

Monitore ihrer Museumsführer starren und dabei die Kunstwerke an der Wand übersehen. Oder es passiert auch in Erlangen, dass Touristen so durch die Bilder ihres Fremdenführers auf dem Handy gebannt sind, dass sie gebückt und gekrümmt beim Laufen die Originalgebäude verpassen oder mit Studierenden, die ebenfalls über ihre I-Phones gebeugt sind, zusammenstoßen. Da möchte man gerne wieder den aufrechten Gang und offenen Blick anempfehlen und neu einüben.

„Sieh dich wach“ – für den spirituellen Blick könnte diese Aufforderung dreierlei bedeuten:

- a) Zum ersten: „Mein Auge schauet, / was Gott gebauet / zu seinen Ehren / und uns zu lehren, / wie sein Vermögen sei mächtig und groß“ (EG 449,3). So haben wir eben gesungen. Mein spiritueller Blick, also der vom Heiligen Geist geschärfte Blick, erkennt die Größe Gottes, seine Schönheit und Erhabenheit. Selbst da, wo beides nicht offensichtlich ist. Am Ende sogar am hässlichsten Ort der Welt, am Kreuz. Das dritte Auge sieht eben mehr. Das muss dem naturwissenschaftlichen Blick nicht notwendiger Weise widersprechen, ändert aber grundlegend die Perspektive. „Seht ihr den Mond dort stehen? / Er ist nur halb zu sehen, / und ist doch rund und schön. / So sind wohl manche Sachen, / die wir getrost belachen, / weil unsere Augen sie nicht sehen.“ (EG 482,3) Matthias Claudius, der Verfasser des berühmten Mond-Liedes, wie Paul Gerhardt, der Verfasser des nicht weniger berühmten güldenen Sonnenliedes, sie beide sind Seher von Gottes Gnaden: In wahrlich nicht eben nur schönen Zeiten erblicken Sie die Schönheit Gottes in und hinter den Erscheinungen der Natur und der Geschichte. Der spirituelle Blick vermag also erstens die verborgene Schönheit Gottes hinter den Dingen zu erkennen. „Mein Auge schauet, was Gott gebauet...“. Gerade im Singen wird dieser Blick eingeübt – und gleichzeitig vollzogen. Denn in der Verbindung aus innerem Sehen und Singen öffnet sich oft erst der Horizont der Wunder Gottes. Rhythmus und Melodie treiben auch meinen Blick in die Höhe: „aber nun steh ich, bin munter und fröhlich, schaue den Himmel mit meinem Gesicht“ (EG 449,1).
- b) „Mein Auge schauet, was Mensch gebauet“ – so könnte ich die zweite Variante des spirituellen Blicks überschreiben. Stolz und vielleicht auch übermütig sehen wir auf die Errungenschaften menschlicher Baukunst, auf die Himmelsleitern, die wir selbst erbauen, auf Höhenflüge der Technik wie der Künste. Der spirituelle Blick hat hier Gottes prüfendem Blick zu folgen. Einerseits freut sich Gottes Blick an allem, was das Leben stützt und eine hilfreiche Lebensordnung erhält: „Und siehe, es war sehr gut“ (Gen 1). Wohlwollend fällt sein Blick auf die Entfaltung der Gottesgaben in den Menschen, auf Charismen, die den Menschen dienen und sie menschlicher machen, auf Fortschritte in Medizin und Technik, wenn sie wirklich den Menschen zugutekommen. Wohlwollend und dankbar darf daher auch der spirituelle Blick der Glaubenden auf die Werke der Menschen fallen, die das Leben retten und kulturell reicher machen. „Laß mich mit Freuden / ohn alles Neiden / sehen den Segen, / den du wirst legen / in meines Bruders und Nächsten Haus.“ (EG 449,6) Das gilt nicht weniger für die universitären Disziplinen, weshalb sich der Theologe eben auch freuen darf über Fortschritte in den Naturwissenschaften und Technikwissenschaften.

Doch kann und muss der spirituelle Blick auch kritisch auf das sehen, was Mensch gebauet. Und so zum ethischen Blick werden. Die Geschichte vom Turmbau zu Babel ist das Modell dieses kritischen göttlichen Blicks. Dort wo Menschen Vorletztes zum Letzten erheben, wo sie Dinge ins Zentrum rücken, das doch für Gott frei bleiben sollte, ist ein kritischer Blick nötig. Béla Faragó's Bilder, deren Ausstellung heute hier im Anschluss eröffnet wird, sind Bilder, die genau diesen kritischen Blick schulen. Durch Überzeichnung und Zuspitzung wird uns im Hinsehen deutlich, dass in unserem Verhalten Dinge in unguter Weise verrückt wurden. Da sind der Fußball oder das Auto zum Mittelpunkt eines Konsumkultes geworden. Da rücken Religionsführer in die Rolle messianischer Gurus ein und deuten doch alle in verschiedene Richtung. Der kritische Blick dient der Religionskritik, die notwendig zum christlichen wie jüdischen Glauben dazugehört. „Mein Auge schauet, was Mensch gebauet...“

- c) Schließlich die dritte Variante: „Mein Auge schauet, was Gott *abbauet*...“ Der spirituelle Blick kann nicht nur einem Ideal einer Ästhetik der Schönheit folgen, weil zu Gottes Welt und Handeln auch das Vergehen und das Richten gehört: „Menschliches Wesen, / was ist's gewesen? / In einer Stunde / geht es zugrunde, / sobald das Lüftlein / des Todes drein bläst. / Alles in allen / muß brechen und fallen, / Himmel und Erden / die müssen das werden, / was sie vor ihrer Erschaffung gewest.“ (EG 449,7)

Der spirituelle Blick kann auch falsche Sicherheiten abbauen, den realistischen Blick auf die Vergänglichkeit und die Welt der Sünde einüben. Er distanziert dann vom allzu Selbstverständlichen, entblößt das Menschenfeindliche und wird so zum dekonstruktiven Blick, der Teil hat an Gottes richtendem Handeln. „Mein Auge schauet, was Gott abbauet...“

„Sieh dich wach“ – das erneuerte Sehen folgt also drei Hauptimpulsen: Gottes Schönheit entdecken, die menschliche Werke kritisch würdigen und falsche Sicherheiten und sündige Falschheit aufdecken.

„Sie dich wach“ - darin liegt auch der Sinn der Bilder im Gesangbuch. Die Kunst der Ornamente in Schmuck-Bibeln und alten Gesangbüchern wollte zunächst vor allem die Schönheit Gottes preisen. Und es ist gut, dass wir in Bayern auch einfach ein schönes Gesangbuch haben. Aber die Aufnahme von Zeichnungen und Abbildungen von Kunstwerken unterschiedlicher Technik in unserem Gesangbuch hat einen weiteren Sinn: Sie wollen den Blick schärfen für Gottes Wirklichkeit, für sein Handeln unter uns. Und sie wollen die Wahrnehmung aufschließen für die menschliche Werke, für Taten und Untaten von Menschen, und schließlich unseren Blick selbst schärfen oder auch brechen und dadurch neu ausrichten. Weil die bildende Kunst so teilhat an der Erneuerung unseres Sinnes und Mutes, gehört sie ins Gesangbuch mit hinein.

Das will ich an einem Beispiel verdeutlichen. Auf S. 452 finden Sie im EG das Bild „Die Jacobikirche in Greifswald als Ruine“ aus dem Jahr 1815. Dieses Bild von Caspar David Friedrich kann uns in mehrfacher Hinsicht als Sehschule des spirituellen Blicks dienen. Caspar David

Friedrich lässt zwei Menschen, ein Paar offensichtlich, Mann & Frau, eine Kirche besichtigen, genauer eine Kirchenruine. Es ist die Jacobikirche seiner Heimatstadt Greifswald. Und er lädt uns ein, die ganze Szene zu betrachten, so wie er sie selbst für uns auf besondere Weise gesehen hat: leer und verlassen scheint diese Kirche, morbide, überwuchert durch das Leben der Natur, das von außen hereindringt, teilweise zerstört, man sieht Kapitele auf dem Boden liegen. Interessanterweise ist das Bild in der Gesangbuchrubrik „Sammlung & Sendung“ untergebracht. Geht von dieser ruinierten Kirche wirklich Sammlung, wirklich Sendung aus? Immerhin: Der Ort der Wortverkündigung und Auslegung, die Kanzel, ist intakt, wenn auch verlassen. Und der Altar steht auch noch im Chorraum vorne. Vor allem aber hängt das Zentralsymbol des Evangeliums im Zentrum des Bildes: Der Gekreuzigte, der zentrale Inhalt unseres Glaubens ist da, mitten in der Ruine, mitten in der ansonsten zerstörten Kirche.

Das ist kein Bild nach dem zweiten Weltkrieg, es ist vielmehr 1815 entstanden, vielleicht visionär und prophetisch den Zustand der Kirchen 100 und 200 Jahre später vorwegnehmend? Aber womöglich ist es gar kein Klagebild, kein Bild vom Niedergang der Kirchen. Vielleicht drückt sich eher eine romantische Sehnsucht nach einem Ort aus, wo mir beim Besichtigen der Blick aufs Leben erneuert wird, auf das Wesentliche gelenkt wird. Christus, er ist ja da. Und er lässt sich anblicken, selbst von solchen, die gar nicht zum Gottesdienst gekommen sind, sondern vielleicht nur als Touristen vorbeistreunen. Der Clou an diesem Bild: Diese Kirche war 1815 und ist auch heute gar keine Ruine. Zwar war sie als Bäckerei und als Magazin während der napoleonischen Besatzungszeit von 1807 bis 1813 missbraucht worden. Nie aber war sie wirklich eine Bauruine. Der Künstler zeichnet sie nur als solche und fordert damit unseren Blick heraus.

Egal, was Caspar David Friedrich ursprünglich mit dieser Verfremdung bezwecken wollte – in jedem Fall lädt er uns ein zu einer Reflexionsschleife auf unseren eigenen Blick: Wir sehen auf die, die auf den Gekreuzigten sehen. Wir sehen ihnen beim Zusehen zu. Das schafft eine reflexive Distanz, die wir auch zum Glauben brauchen. Damit fällt ihr Blick auf uns selbst zurück. Wir sehen uns plötzlich konfrontiert mit unseren Bildern von Kirche, unseren Vorstellungen vom Glauben. Wie nehmen wir selbst den Kirchenraum und die Kirche als Gemeinschaft wahr: als Museum heiliger Dinge, als Ort heiliger Schauer, als Ruine kindlicher Sehnsüchte? Wo geht unser eigener Blick hin – auch nach oben, hin zum Kruzifix? Oder primär zu den Heiligen unserer Konfession, zu Martin Luther und Philipp Melanchthon? Sind wir interessierte Touristen im Land der Religion? Bräuchten wir vielleicht einen Fremdenführer, der uns die Geheimnisse dieses Ortes aufschließt?

Im Zeitmagazin stand vor einigen Monaten unter einer Janosch-Karikatur mit der Themenfrage: „Herr Janosch, was unterscheidet Kunst von Nichtkunst?“ die Antwort: „Kunst hängt meistens weiter oben. In einem Museum. Man zahlt Eintritt und darf an den Bildern auch nicht herumkritzeln.“

Nun: Janosch beschreibt die Aura, die in unserem Museumsbetrieb der Kunst zugelegt wird. Man könnte unser Bild auch so missverstehen: Da wird der Gekreuzigte hochgehängt, romantisch überhöht, so dass er eine fast mystische Aura erhält. Das könnte die kunstbeflissenen Besucher kurz schaudern lassen. Ansonsten aber lässt sie dies in ihrem Leben kalt.

Indem wir diese beiden Besucher allerdings selbst als Betrachterinnen und Betrachter des Bildes beobachten, fangen wir schon an, in dieses Bild hineinzukritzeln: nämlich unsere Erwartungen an Kirche, an Gemeinde, an unseren Glauben.

In diesem Sinn ist die Kunst in der Kirche, und ist die christliche Lebenskunst immer partizipativ: Es geht gar nicht ohne das Hineinkritzeln. Die Kunst des Glaubens ist eine Kunst, die uns selbst involviert, vielleicht nicht immer gleich als Hoch-Beteiligte, aber doch als solche, die sich mehr oder weniger weit hineinziehen lassen in das Bild Gottes und seiner Welt.

Deshalb kann es in der christlichen Glaubens- und Lebenskunst auf Dauer auch nicht beim distanzierten Blick und der Re-Flexion alleine bleiben. Zum distanzierten Hinblicken wird hinzukommen, dass wir uns mit-Hineinnehmen-lassen in Gottes Zukunftsbewegung.

Christenmenschen werden deshalb nicht beim heiligen innerlichen Schauer stehen bleiben können, der vielleicht unsere beiden Betrachter und auch Caspar David Friedrich erfasst hat angesichts der Präsenz des Gekreuzigten im ruinierten Umfeld.

Ich imaginiere mir die Szene so weitergehen: Angerührt durch die Gegenwärtigkeit des Gottesgeistes beginnt das Paar plötzlich sich zu bewegen, zunächst summen sie nur eine flotte Melodie im Dreier-Rhythmus, bevor sie laut singend und sich drehend anstimmen: Die güldne Sonne / voll Freud und Wonne / bringt unseren Grenzen / mit ihrem Glänzen / ein herzerquickendes, / liebliches Licht.“ (EG 449,1)

Nun werden Schauen und Singen zu einer Einheit und nehmen so die Zukunft Gottes vorweg. Und wie bei einem musikalischen flash-mob eilen nun weitere Sängerinnen und Sänger herbei. Die Ruine füllt sich mit Singenden und wird überwölbt vom Klang der Gemeinde, die mit Bonhoeffer bittet: „so laß uns hören jenem vollen Klang / der Welt, die unsichtbar sich um uns weitet, / all deiner Kinder hohen Lobgesang“ (EG 65,6).

Und nun öffnet die lobende Gemeinde ihren Reigen in die Alltagswelt hinein: „Ich lobe meinen Gott, der mir den neuen Weg weist, damit ich handle. Ich lobe meinen Gott, der mir mein Schweigen bricht, damit ich rede. Ehre sei Gott auf der Erde in allen Straßen und Häusern, die Menschen werden singen, bis das Lied zum Himmel steigt. Ehre sei Gott und den Menschen Frieden.“ (EG 615,2)

Diese Vision und die dazu gehörende Audition erneuern mich an Geist und Sinn. Dann kann ich neu wahr-nehmen, Gott für-wahr-nehmen: den Sinn und Geschmack für den Grund des Lebens entwickeln, für die Heilstaten, die uns durch Jesus Christus und den Heiligen Geist zukommen. Das ist die höhere Kunst der Lebenskunstbildung im Geiste Jesu Christi: Synästhesie im Dienste geistvollen Lebens: Hören und dadurch neu sehen. Sehen, und zugleich ganz Ohr werden, singend berührt und bewegt werden von der Kraft der Auferstehung, den Duft des wahren Lebens riechen, und Gottes Gegenwart so im hier und jetzt schmecken.

Liebe Gemeinde,

unser Gesangbuch ist weit mehr als ein Archiv überkommener Lieder. Es ist das Buch der Synästhesie im Dienste christlicher Lebenskunst.

Es ist das Buch, das mich *Hören* lehrt: auf die Stimmen, Melodien und Texte früherer Generationen, auf biblische Motive, Texte und Rhythmen der Auferweckung wie des Trostes. Im

Hören und im hörenden Singen gewinne ich die Gewissheit, die mich froh einstimmen lässt in das Lob des dreieinigen Gottes. Hören ist meine *Schule des Glaubens*.

Unser Gesangbuch ist zugleich ein Buch, das mein *Sehen* erneuern kann: mein Blick wird geschärft, manchmal indem er gebrochen wird. Das allzu Eingeschliffene wird in Frage gestellt. Ich gewinne eine neue Sicht und Perspektive auf mein Leben, auf die Welt, auf Gott. So schließt sich mir Neues auf. Sehen – es wird mir zur *Schule der Hoffnung*.

Unser Gesangbuch ist vor allem das Buch zum *Singen und Beten*. Beides kommt nun zusammen: das intensive Hören – auf den eigenen Stimmklang wie auf andere Stimmen, auf Texte der Liedermacher und auf Melodien, die mir ans Herz gewachsen sind. Und das Sehen, jetzt vor allem das innere Sehen. Da entstehen Bilder vor meinem inneren Auge. Ich sehe Löwe und Lamm miteinander im Paradies weiden, ich beobachte den Tanz der im Reigen sich Drehenden Erlösten. Ich sehe die Krippe und stehe unterm Kreuz. Mir leuchtet die Sonne, das liebliche Licht. Ich schaue den Himmel mit meinem Gesicht.

Im Beten und Singen gewinnt die Liebe Gottes Gestalt in mir: Als Kraft, mich Gott und den Mitmenschen zuzuwenden. Singen und Beten – das ist die höhere *Schule der Liebe*.

Hören, Sehen, Singen, Beten – durch diesen Vierklang christlicher Lebenskunst lässt uns unser Gesangbuch einschwingen in Glaube, Hoffnung und Liebe. Und deshalb lassen wir uns nun gerne auffordern: „Lasset uns singen, dem Schöpfer bringen Güter und Gaben; was wir nur haben, alles sei Gotte zum Opfer gesetzt! Die besten Güter sind unsre Gemüter; dankbare Lieder sind Weihrauch und Widder, an welchen er sich am meisten ergötzt.“ (449,3)

AMEN.